

Kriegsdienstleistender mit Wohnort Parkhotel

In diesem Jahr wird Rainer Maria Rilkes 150. Geburtstag gefeiert. 1916 wurde der Dichter in einer konzertierten Aktion vor dem Einsatz im Ersten Weltkrieg bewahrt.

Von Sandra Richter



Die wenig euphorische Miene sagt alles: Rainer Maria Rilke im Jahr 1916 als Soldat in Wien.
Foto DLA/Insel Verlag

U ntwirklich“ kamen Rilke die Untersuchungen für den Kriegsdienst im November 1915 vor, die zweite noch mehr als die erste. Sie fand frühmorgens statt und hatte ein „höchst überflüssiges Nachspiel“, wie Rilke klagte. Der österreichische Staatsbürger musste sich beim Münchner Stabsarzt vorstellen, wurde gemessen, gewogen und untersucht. Vor der Musterung versuchte Rilke, einen geheimnisvollen Herrn „v. V.“ zu erreichen, eine Person mit Einfluss. Vermutlich wollte Rilke seine Freistellung vom Militärdienst erreichen, und der offenbar informierte Stabsarzt reagierte scharf. Rilke beschwerte sich: „ein Verweis auf's Gröbste mir ins Gesicht gesagt, von einem kaum dazu Berufenen, vor der versammelten Kommission. Kurz: Breughel, und ich unter den ins Jüngste Gericht peinlich Auferstandenen.“ Kriegsdiensttauglich, lautete das Ergebnis, zweimal, wie der Stabsarzt am 25. November 1915 ironisch feststellte.

Österreich berief im zweiten Kriegsjahr bereits eine hohe Zahl von Wehrpflichtigen ein, selbst Vierzigjährige wie Rilke, der sich auf dem Papier durch seine Ausbildung in der Militärschule empfahl. Vom 4. Januar 1916 an sollte er als Landwehr-Infanterist in der für ihre Brutalität berühmten Kaserne Turnau, Steiermark, antreten und eine dreiwöchige Grundausbildung absolvieren.

Was die Musterung und seinen Versuch, Herrn „v. V.“ zu sprechen, betraf, bat Rilke seinen Freund Erwin von Aretin (einen Astronomen, Publizisten und Monarchisten, der gute Verbindungen in die bayerische Obrigkeit hatte und als aufmerksamer Beobachter des politischen Geschehens galt) um Schweigen, „nichts als Schweigen über mich gegen den Gesandten, Schweigen von allen Seiten, sonst wird mirs als neues Attentat angerechnet“. Die beiden Freunde berieten im Geheimen, wie sie Rilke aus seiner Zwangslage befreien konnten. Eine generalstabsmäßige Befreiungsaktion begann, über die bislang wenig bekannt ist: Rilke hatte erfahren, dass die deutschen Generalkommandanten Österreicher des Dienstes entheben konnten, wenn sie aus übergeordnetem Interesse „reklamiert werden“. Es müsste also eine Eingabe beim bayerischen Generalkommando geben.

Vielleicht könnte sich Franz Schenk Freiherr von Stauffenberg, Johann Ludwig Gottlieb Freiherr von Franckh, Leutnant im Infanterie-Leib-Regiment der Bayerischen Armee in München, und Clemens Freiherr von Franckenstein, der Generalintendant der Münchner Hofoper, für ihn verwenden, fragte Rilke Aretin, bat ihn, ihre Bereitschaft zu erkunden, vorsichtig natürlich, denn die Herren bekleideten hohe Ämter. Außerdem sollten Rilkes Kreise in Berlin und Österreich intervenieren. Vielleicht wüsste Rilkes langjähriger Gönner und Berater Professor August Sauer in Prag eine geistige Behörde, die eine Reklamation einreichen könnte? Sidonie Nádherný bot an, mit ihrem Bekannten, General Emil Freiherr Woinovich, dem Direktor des Kriegsarchivs, zu sprechen. Vielleicht könnte Rilke dort unterkommen, er müsste dann nur mit der Feder dienen. Von Geheimhaltung konnte spätestens jetzt keine Rede mehr sein, denn ihr Brief wurde von der Zensur geöffnet, kam aber unbeschadet bei Rilke an.

Der Insel Verlag, namentlich Katharina Kippenberg, koordinierte die Hilfsaktion. Rilke erschien ihr als „Pegasus im Joch, mit kläglich schleppenden Flügeln, der sich am Zaumzeug wund rieb. Er litt unsäglich unter der Arbeit, die ihn mit dem immer grausamer werdenden Krieg täglich doch in nahe seelische Berührung brachte.“ Ihre eigenen Mühen spielte sie herunter. Für Rilke kämpfte sich die Verlegergattin durch die Hinterzimmer der Ministerien, traf sich konspirativ mit Hintermännern, entwarf Gesuche, verwarf sie wieder, und die höchsten Ebenen der Ministerien halfen mit. Staatssekretär

Wilhelm Solf vom Reichskolonialamt, überhaupt bemüht, die Kriegstreiber zu bekämpfen, telegraphierte am 12. Dezember an Kippenberg: „habe angelegenheit rilke der hiesigen botschaft übergeben. petition halte ich für ungeeignet.“

Am 15. Dezember wollte der Verlag dem Hohen Königlichen Bayerischen stellvertretenden Kommando des I. Armeekorps zu München eine erste Eingabe schicken. „Rainer Maria Rilke gehört unzweifelhaft zu den grössten lebenden Lyrikern der deutschen Zunge“, hieß es dort richtig, um zugleich ein verstiegenes Argument anzuführen, das Rilke vom Dienst an der Waffe befreien sollte: Seine Lyrik sei religiös, der Autor ein Gottsuchender, körperlich schwach, literarisch erfolgreich, ungeeignet für die Front.

Gleichzeitig drang Rilke selbst mit dem Prinzen von Thurn und Taxis ins Innerste der Militärpolitik vor. Innerhalb eines Tages, am 16. Dezember 1915, besuchten sie nicht nur den Reichstagsabgeordneten Professor Joseph Redlich, einen Rechtswissenschaftler und Historiker, sondern gewannen außerdem Hofmeister Ehrhardt im Ministerialpräsidium für ihre Sache. Sogar der Minister des Inneren, Konrad Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, ließ sie vor und telefonierte in ihrer Gegenwart mit Landesverteidigungsminister Friedrich von Georgi. Noch erreichten sie nicht die völlige Freistellung vom Kriegsdienst, aber immerhin wollte der Vertreter des Kriegsministers, Feldzeugmeister Leopold von Schleyer, Rilke ans Kriegsarchiv entsenden, falls er für „mindertauglich“ erklärt werden würde.

Wie von Zauberhand, de facto von Katharina Kippenberg geleitet, baten namhafte Persönlichkeiten aus Rilkes Freundeskreis prompt darum, den Autor für „mindertauglich“ zu erklären, darunter die Fürstin von Thurn und Taxis, Rudolf Hans Bartsch, der mit Rilke bekannte österreichische Volksschriftsteller und Hauptmann der Reserve, war mit von der Partie und setzte sich im Kriegsarchiv für den dichtenden Kollegen ein. Beim Vertreter des Direktors des Kriegsarchivs, General-Major von Hoen, zugleich Chef des Kriegspresse-Quartiers, beschwerte sich Bartsch energisch über den „Bluthund von Arzt“, der Rilke für tauglich erklärt hatte. Bartsch, der über den österreichisch-ungarischen Krieg, über Waffensysteme und all das schrieb, was Rilke zuwider war, pries den Dichter als Stolz Österreichs, als Heiligen, der zu Psychosen neige und an Tuberkulose erkrankt sei; er müsse gerettet werden. Rilke selbst bat am 29. Dezember offiziell um Aufnahme in das Kriegsarchiv Wien, denn er eigne sich nur für militärische Hilfsdienste.

Die Proteste hatten nach und nach Erfolg: Vom 4. Januar 1916 an wurde Rilke nicht in Turnau, sondern in der Kaserne Baumgarten am westlichen Stadtrand

Wiens stationiert. Die Stadt, die ihm noch wenige Jahre zuvor mit ihren Höfen, Gärten und barocken Brunnen zeremoniös und überladen vorgekommen war, nahm er nun ganz anders wahr: Tagsüber sah er nur „Baracken und Exzerzierplätze“, neue und verstörende Eindrücke, die ihn bedrückten. Abends aber durfte er in die gewohnte Welt eintauchen: Bei Prinz und Fürstin von Thurn und Taxis in der Wiener Viktorgasse verlebte er „häusliche Abendstunden nach den ungewohntesten Tagen, in den inkommensurabelsten Verhältnissen“.

Am 27. Januar wurde er endlich vom Wiener Kriegsarchiv „reklamiert“, also in den Bürodienst versetzt. Im Archiv war die Lage aus seiner Sicht jedoch „nur äußerlich bequemer und besser, aber wahrscheinlich unhaltbar“. Er sollte nämlich „Heldenfrisieren“, wie die „Literarische Gruppe“ im Kriegsarchiv ihre Tätigkeit nannte. Ihr gehörten, rekrutiert durch den Archivleiter General Woinovich, Bartsch, Franz Theodor Csokor, Albert Ehrenstein, Alfred Polgar, Felix Salten und Stefan Zweig an. Sie dichteten aus Frontberichten und Feldakten heroische Texte, Kriegsgeschichten, die vom Abteilungsleiter Alois Veltz publiziert wurden. Rilke verweigerte sich diesem „schiefen und unverantwortlichen Mißbrauch schriftlicher Betätigung“. Er zerriß die Bögen, die er beschreiben sollte, wie seine Co-Autoren in spe bemerkten und deshalb über ihn spotteten: so viel schlechtes Gewissen, obwohl es doch bloß um die Rettung der eigenen Haut ging, eine Memme.

Rilke hoffte auf eine mechanische Tätigkeit, etwas, das ihm keine Stellungnahme, kein Bekenntnis zum Krieg, keine Unwahrheiten abverlangte. Seine Sabotage der k. u. k. Ideologiemaschine führte zum Ziel. Er bekam die erhoffte mechanische Aufgabe: Für die Soldaten auf der

Besoldungsliste des österreichischen Staates rasierte er Gagenbögen, zog Linien mit dem Lineal, horizontal, vertikal, immer fleißig und gewissenhaft.

Zwischen neun und drei Uhr musste er im Archiv erscheinen, kommode Bürozeiten, und danach ging es mit der Trambahn in Hopfners Parkhotel an der Hietzinger Hauptstraße in Schönbrunn. Mit seiner Freizeit wusste er wenig anzufangen, sah „Berge Fremdheit“ vor sich, die „geröllig“ in ihn hineinfiel, schmeckte „pure, farblose Geduld“. Diese Ohnmacht empfand er besonders stark, weil er kurz vor der Musterung in München erstaunlich produktiv gewesen war, sich in einem „Vorsturm von Arbeit“ den Übertragungen Michelangelos, einzelnen Gedichten, den „Duineser Elegien“ gewidmet hatte. Kam er aber zurück nach München, was selten der Fall war, fand er bloß zahllose Briefe auf seinem privaten Schreibtisch vor, bemühte sich um Antworten, erschöpft, zu nichts zu gebrauchen.

So konnte es nicht weitergehen. Im Februar 1916 planten der Insel Verlag und Clara Rilke-Westhoff eine neue Eingabe. Am 8. März gab Richard Weiningner, Katharina Kippenbergs Mittelsmann mit Verbindungen ins Wiener Kriegsministerium, zugleich der jüngere Bruder des umstrittenen Philosophen Otto Weiningner, Hinweise zur formalen Gestaltung des anstehenden Gesuchs, wozu die Stempelmarken gehörten, welches Papier in welchen Umschlag zu stecken sei; er wollte geschäftliche Argumente hervorgehoben wissen, die es Rilke unmöglich machen zu dienen. Außerdem sollte Rilke ein Formular ausfüllen, peinlich genau. Im Sinne Weiningners schrieb Katharina Kippenberg an das k. u. k. Kriegsministerium: „Der Dichter ist dem Verlag als Lektor zugeteilt.“

Dur[ch] die Abkommandierung des Verlagsleiters, Herrn Professor Dr. Anton Kippenberg, als Hauptmann nach Flandern hat die Verlagsarbeit ganz erheblich zugenommen und Herrn Rilke's Tätigkeit ist durchaus nicht zu entbehren. Dazu kommt, dass durch das Ausbleiben der dichterischen Arbeiten des Herrn Rilke eine empfindliche pekuniäre Schädigung für den Verlag eingetreten ist.“

Dann wieder akzentuierte Kippenberg ihre Entwürfe anders, auf Anraten des österreichischen Generalkonsuls und von Exzellenz Solf: Rilke sei einfach ein herausragender Künstler und zum Dienst an der Waffe unfähig. Das Verfahren der Eingabe war so unklar wie der Text, der zum Ziel führen sollte. Am 2. April verkündete Katharina Kippenberg: „Morgen Montag wird die Eingabe nun endlich mit allen Formularen unter genauester Beobachtung der Vorschriften, gerichtet an die Direktion des K. und K. Kriegs-Archives in Wien (nach letzter Weisung des Herrn R.[edwitz]) abgehen.“

Eine überlieferte Eingabe war an das k. u. k. Kriegsministerium adressiert und auf den 3. April datiert. Argumentativ bezieht sie sich auf ein zwischen Deutschland und Österreich getroffenes Abkommen, dass österreichische Staatsbürger, die in Deutschland wohnen, „jeder Dienstverwendung entzogen werden können, wenn ihre geistige und künstlerische Tätigkeit von öffentlichem deutschen Interesse ist“. Bei Rilke sei dies in hohem Maß gegeben, weil er mit seinen Werken der „Literatur der letzten Jahrzehnte eine entscheidende Wendung gegeben“ habe und „ethische Impulse“ setze. Rilke sei außerdem „von zarter Gesundheit“ und leide sehr unter der Unmöglichkeit des Schreibens, keine Rede mehr von einer Tätigkeit für den Insel Verlag.

48 Persönlichkeiten unterzeichneten die Eingabe, darunter Anton Kippenberg und die bekannten Mäzene Rilkes: Fürstin und Fürst von Lichnowsky, Alexander Prinz von Thurn und Taxis sowie Karl von der Heydt. Dazu Rilkes enger Freund Rudolf Kassner, der Tausendassa Karl Vollmoeller, Schriftsteller, Film- und Fluggpionier in einer Person, aus der schreibenden Zunft außerdem Hermann Bahr, Ludwig Fulda, Ernst Hardt, Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Alexander Schröder. Von den Universitätsgelehrten setzten sich der Münchner Ägyptologe Friedrich Wilhelm von Bissing, der Kunsthistoriker Julius Meier-Graefe, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, Oskar Walzel, Professor für Neuere deutsche Literatur an der Technischen Hochschule Dresden, und der Geheime Hofrat Albert Köster, Ordinarius für Neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Leipzig, für Rilke ein.

Eine wichtige Unterstützungsgruppe bildeten die Verleger: Paul Nikolaus Cossmann, Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte“, k. u. k. Konsul Josef Mathias Petersmann, auch Inhaber der Drucke-

rei Otto Spamer, Peter Reinhold, Verleger des „Leipziger Tageblatts“, Karl Scheffler, Herausgeber der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, Heinrich Simon, Besitzer und Herausgeber der „Frankfurter Zeitung“, und Ludwig Sternaux, Mitherausgeber der „Täglichen Rundschau Berlin“. Aus der Kunstszene waren Max Liebermann, Max Slevogt, Leo Freiherr von König und seine Frau, Arthur Kampf, Direktor der Königlichen Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin, Bruno Paul, Direktor der Kunstgewerbeschule Berlin, Emil Waldmann, Direktor der Bremer Kunsthalle, Walter Tiemann, Professor an der Königlichen Akademie der graphischen Künste Leipzig, Richard Graul, Direktor des Leipziger Kunstgewerbe-Museums, Gustav Pauli, Direktor der Hamburger Kunsthalle, Ludwig von Hofmann, Leopold Karl Walter Graf von Kalkreuth und der Architekt Peter Behrens dabei. Auch der Darmstädter Hofkapellmeister Felix von Weingarten und Max von Schillings, Königlicher Musikdirektor in Stuttgart, und der Geheime Hofrat Max Martersteig, Intendant des städtischen Theaters Leipzig, verwandten sich für Rilke.

Friedrich Naumann, der Geheime Rat Gustav von Römheld, Vorsteher des Kabinetts seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen, und Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern, der Bremer Senator Theodor Spitta, Richard von Kühlmann, Kaiserlicher Deutscher Gesandter im Haag, der zuvor mit Großbritannien über die Aufteilung der afrikanischen Kolonien verhandelt hatte, zugleich der Bruder von Alfred W. Heymels Frau, und Walter Rathenau wollten ebenfalls Rilkes Freistellung vom Kriegsdienst erwirken. Aus Industriellenkreisen wirkte der Kohlemagnat Fritz von Friedlaender-Fuld mit.

Eine Unterschrift überraschte: diejenige von Elisabeth Förster-Nietzsche. Die Schwester und Nachlassverwalterin Friedrich Nietzsches hatte zwar auch Rilke in ihr Archiv gelockt, aber der Besuch war ein einziges Missverständnis gewesen. Sie wollte in Rilke einen von höheren Gnaden inspirierten Dichter erkennen, Rilke verweigerte sich dieser zweifelhaften Auszeichnung.

Eine zweite Liste ist ebenso interessant. Sie enthielt die Namen derer, die es abgelehnt hatten, mit ihrer Unterschrift für Rilkes Freistellung einzustehen, darunter Eberhard Freiherr von Bodenhausen, weil es sich für ihn als Mitglied des Direktoriums der Firma Krupp verbiete, und Philipp Freiherr von Schey, der absagte, weil eine solche Unterstützung mit seinen Pflichten als Offizier unvereinbar gewesen wäre. Die Salonière und Schriftstellerin Helene von Nostitz-Wallwitz verzichtete auf die Nennung von Gründen. Richard Dehmel ist durchgestrichen, vermutlich, weil er sich selbst zu Kriegsbeginn als Freiwilliger gemeldet und den Krieg enthusiastisch begrüßt hatte.

Am 24. Mai 1916 befürwortete der Direktor des k. u. k. Ministeriums für Landesverteidigung das Gesuch und leitete es an die Münchner Behörden weiter. Im Juni endlich setzte das österreichisch-ungarische Konsulat den Insel Verlag über die frohe Kunde in Kenntnis: „Mit Erlass des K. K. Ministeriums für Landesverteidigung Wien vom 9. Juni 1916, E. G. Nr. 52222, wurde der Einjährig-Freiwillige Landsturm-Infanterist Rainer Maria Rilke, geb. 1875, zuständig nach Schwabau i/Böhmen, auf Antrag des K. B. Stellvertretenden General-Kommandos I. bay. Armeekorps auf unbestimmte Zeit vom Landsturm dienste entzogen.“ Anton Kippenberg freute sich darüber, dass die „Kanonenschüsse, die wir nach Wien abgefeuert haben“, Rilke den antimilitaristischen Sieg gebracht hatten.

Sandra Richter ist Direktorin des Deutschen Literaturarchivs in Marbach. Der Text ist ein Vorabdruck aus ihrer Biographie „Rainer Maria Rilke oder Das offene Leben“, die am 13. Januar bei Suhrkamp erscheint.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Jean de Bourgois

Icke

Ick sitze da un esse Klops.
Uff eemal klopp's.
Ick kieke, staune, wundre mir,
Uff eemal jeht se uff, de Tür,
Nanu denk' ick, ick denk' nanu,
Jetzt isse uff, erscht war se zu?
Un ick jeh raus un blicke,
Un wer steht draußen? – Icke!

Hans Christoph Buch

Klopfzeichen aus dem Inneren

Egal, ob gereimt oder ungereimt: Ich war und bin kein Freund der Berliner Schnauze, deren Charme in ihrer Grobheit liegt. Theodor Fontane gibt dafür Regel und Beispiel zugleich: Zum gelernten Berliner, schrieb er einmal, wirst du erst, wenn du es schaffst, wildfremde Menschen anzurempeln mit dem Ruf: „Pass besser uff!“ Seit über fünfzig Jahren lebe ich hier und hätte mir nie träumen lassen, ein Dialektgedicht von der Spree in der Frankfurter Anthologie zu kommentieren. (Genau genommen ist Berlinerisch ja kein Dialekt, sondern ein Großstadtdjargon, plattdeutsch mit französischen und slawischen Einsprengseln – doch das nur in Klammern.)

Das vorliegende Gedicht ist eine Perle, Mundart vom Feinsten: Kein anderes aus einer in der „Anderen Bibliothek“ publizierten Sammlung Berliner Verse wurde öfter nachgedruckt und, von Mund zu Mund gehend, verstümmelt, variiert und erweitert bis zum Geht-nicht-mehr. Das liegt daran, dass man den Text für ein anonymes Produkt des Volksmunds hielt, denn der Name des angeblichen Verfassers Jean de Bourgois ist nirgendwo sonst belegt. Fest steht nur, dass das Gedicht erstmals 1925 im „Europa-Almanach“ er-

schien, herausgegeben von Paul Westheim und Carl Einstein, der auch als Verfasser infrage kommt. Noch im selben Jahr wurde es von Kurt Weill vertont und 1927 bei der Hochzeit des Komponisten Hans-Heinz Stuckenschmidt in Berlin uraufgeführt.

Das ist nur das erste Glied in einer Kette aus Liebeserklärungen und Adaptationen, die vom Berliner Prominentenreifer Udo Walz bis zu F. K. Waechter reicht, Malerpoet und Mitbegründer der Satirezeitschrift „Titanic“, der das Gedicht fortgeschrieben hat: „De Tür steht offen – und da klopps / an meene Birne und meen Herz. / Ick mach mir schleunings erdenwärts.“ Weiter als bis zum Mond, wie hier, kann man sich kaum entfernen vom irdischen Ursprung des Texts, dessen Faszination sich aus zwei Quellen speist: vom Gleichklang der Wörter „Klops“ und „klopps“, der allein schon irre komisch ist, und davon, dass der Klopse-Esser nicht der geliebten Marie, sondern sich selbst, seinem Alter Ego, gegenübersteht. So besehen, erwuchs das Gedicht aus der fiktiven Begegnung zweier Vorreiter der Moderne:

Henrich Zille, der wie Wilhelm Busch seine Bilder mit Versen versah, und Franz Kafka, der sich als Hungerkünstler verewigte – und das nicht nur im übertragenen Sinn: Aus der Klinik in Kierling, wo er an Kehlkopfkrebs starb, schickte Kafka den Eltern eine Speisekarte, ohne zu erwähnen, dass er nichts mehr essen und trinken konnte. Zille hingegen liebte es deftig: „Mal en Schluck in de Destille! Und een bisken Kille Kille – Det hält munter! Heinrich Zille.“

Damit nicht genug. Ein philosophisch gebildeter Rezensent hat die vom Gedicht aufgeworfene Klopse-Frage in ihrem existenziellen Tiefgang erfasst: „Was könnte es aber sein, was bei Kant anklopft? Antwort: Was bei uns quasi von außen anklopft, das kommt aus unserem Inneren. Dieses kantische Klopfzeichen ist das Fragezeichen.“

Dazu hat Georg Bötticher, der Vater von Joachim Ringelnatz, in schneidigem Offizierston das Entscheidende gesagt: „Feier für Kant sympathisch mir / Wenn auch von ihm nichts jlesen / Sein kategorischer Imperativ / Jadezu Leutnantsdevise / Weis keine zweite so intensiv / knapp militärisch wie diese.“

Hier schließt sich der Kreis, obwohl die Wirkungsgeschichte der Verse sich darin nicht erschöpft. Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass Königsberg heute Kaliningrad heißt und dass Königsberger Klopse in Berlin nur noch selten aufgetischt werden.

In: „Ick kieke, staune, wundre mir ... Berlinerische Gedichte von 1830 bis heute“, Hrsg. von Thilo Bock, Wilfried Ihrig, Ulrich Janetzki. Die Andere Bibliothek, Berlin 2017, 472 S., geb., 24,- €.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Vom Bärenkult zum Stalinkult“. Arco Verlag, Wuppertal 2024, 240 S., br., 22,- €.



Mit dem Handy scannen: Eine Gedichtesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.